

DIE SCHÖNE ERBIN
Sunny von Bülow (l.)
war ihr Leben lang
schüchtern. Öffentlich
trat sie (u.) nur sehr
selten und ungern auf



DER SCHÖNE SCHEIN
Der Schauplatz des
Dramas: Clarendon
Court (o.). Die Bülows
mit Alexander und
Cosima in den 70ern

LA H Y FELL INTO A COMA

\$1 million bail while
for twice attempting
, now permanently
telling author William
case, including Von
is love affair with
s. This first of six
the Von Bulows'
morning of Dec. 27,
aristocrat's first at-
g her with insulin.



"one of those nights
Maria left the
When asked on the
ness stand why she
done this, she said
cause it was not
To others she was
more explicit. "I
she said, "because
was telling the doctor
bunch of lies."
Von Bulow said
was not the first

104
one arm hanging from

Die Schlafende in Zimmer 1506

*ES WAR KURZ VOR WEIHNACHTEN DAMALS IN NEWPORT, USA,
ALS SUNNY VON BÜLOW INS KOMA FIEL. SIE IST SEIT-
HER NICHT ERWACHT. SPURENSUCHE AN ORTEN UND BEI
MENSCHEN, DIE IHR NAHE STEHEN – 25 JAHRE DANACH*

Text STEFFI KAMMERER

Ein katholisches Altenheim auf Manhattans Upper East Side. Keine erste Adresse, dafür liegt es zu nah am Fluss, aber immerhin, mit grünem Baldachin über dem Eingang, einem Kronleuchter in der Lobby und Karmeliterinnen im vollen Ornat, die in der Kapelle beten.

Einmal in der Woche werden künftige Interessenten durchs Haus geführt. Man erfährt dann, dass es 362 Zimmer gibt, einen Strick- und einen Scrabbleclub, Kino und Tai-Chi im Auditorium, eine Theatergruppe, einen Chor und

Italienischkurse. In eins der höheren Stockwerke fährt ein einziger Aufzug, ihn zu finden ist umständlich, es ist die Etage, auf der die Ordensschwester wohnen, nur zehn Zimmer sind an Bewohner vermietet.

Hier oben, auf einem Flur mit abwaschbarer himmelblauer Tapete, in Zimmer 1506, einem Eckraum gleich neben dem Fahrstuhl, liegt hinter einer Holztür eine Dame, von der jeder denkt, sie sei längst tot. Auf dem Türschild steht „Martha Crawford“.

Es ist der Name, der auf ihrem Grab stehen wird, so wie ihre Kinder ihn auch auf eine Gedenktafel in der Trinity-Kirche in Newport, Rhode Island, geschrieben haben. Und es ist der Name, mit dem sie zur Welt gekommen ist. Den sie trug, bevor sie erst Prinzessin von Auersperg wurde und später Sunny von Bülow, und der sie nun schützen soll vor neugierigen Besuchern.

Man wartet darauf, dass die Tür sich vielleicht einen Spalt öffnet, und denkt an Dornröschen, wach geküsst und

erlöst nach hundert Jahren Todesschlaf. Der Mann, den Sunny geliebt hat, wird nicht kommen, sie zu küssen. Er war seit fast zwanzig Jahren nicht mehr bei ihr. Claus von Bülow lebt in London, und selbst wenn er Sunny besuchen wollte, er würde bereits am Empfang fortgeschickt, dafür haben ihre Kinder aus erster Ehe gesorgt. Sie sind überzeugt, dass er schuld daran ist, dass sie hier liegt, lebend, aber nicht lebendig, mit Augen, die nichts mehr sehen können, selbst wenn sie geöffnet sind. Seit fünfundzwanzig Jahren schon. Einem Vierteljahrhundert.

Begonnen hatte das LEBEN

der Sunny von Bülow wirklich wie ein Märchen. Sie war das einzige Kind eines Pittsburger Unternehmers, der mit Gas ein dreistelliges Millionenvermögen gemacht hatte. Sie war geliebt und umsorgt, dazu bildschön. 1957 beschloss ihre Mutter, es sei Zeit für die „Grand Tour“: Ehemannsuche in Europa. Kaum angekommen, verliebte sich Sunny in den Tiroler Alpen in einen Prinzen, Alfred von Auersperg. Sie heirateten und bekamen zwei Kinder, Annie Laurie, genannt Ala, und Alexander. Aber der Prinz war untreu, Sunny verließ ihn nach sieben Jahren und ging mit den Kindern heim nach New York.

Ein Jahr später, im Juni 1966, heiratete sie Claus von Bülow, einen alten Londoner Bekannten, der berühmt war für seine wilden Partys. Dessen Adelstitel war zwar umstritten (sein Geburtsname war Borberg, er nannte sich später nach seinem dänischen Großvater, Frits Bülow, das „von“ übernahm er vom deutschen Zweig der Familie), und Geld hatte er so wenig wie Ehemann eins. Umso besser sah er aus, er war charmant und geistreich, hatte Jura in Cambridge studiert

und flog als Assistent des amerikanischen Ölmilliardärs Paul Getty um die Welt.

Sunny und Claus von Bülow richteten sich an der Fifth Avenue ein, vierzehn Zimmer mit Blick auf den Central Park. Sie bekamen eine Tochter, die sie Cosima nannten, und kauften einen Zweitwohnsitz in Newport, Rhode Island, der exklusivsten Sommerkolonie an der Ostküste Amerikas. „Cottages“ nennt der alte Geldadel diese Anwesen, die groß sind wie Schloss Bellevue.

In Clarendon Court, für das die von Bülows sich entschieden hatten, war der Film „High Society“ mit Grace Kelly gedreht worden, das Gemäuer ist umgeben von einem Vier-Hektar-Park, der bis zum Atlantik reicht. Von außen betrachtet ein beneidenswertes Leben. Dass es sehr einsam sein kann in diesem Steinkasten mit den riesigen Sälen, ahnt, wer davorsteht. Ein Ehepaar aus Washington lebt heute hier, es gibt kein Namensschild und keine Klingel, dafür riesige Scheinwerfer auf dem Dach.

Nachdem die von Bülows das Haus gekauft hatten, verbrachten sie Jahre damit, es zu renovieren, den Garten anzulegen, edelste Möbel und Stoffe auszusuchen, die Bühne vorzubereiten. Als sie fertig waren, ging selten ein Gast durch das meterhohe Tor mit dem Löwenkopf drauf. Der Picasso-Biograf John Richardson, seit Jahrzehnten mit von Bülow befreundet, schrieb später: „Newport ist berüchtigt für Verschwendung – aber wohl keiner ihrer Millionärs-Nachbarn lebte so ein verschwenderisches und so ein unglückliches Leben wie die von Bülows.“

Woher es gekommen war, das Unglück? Wahrscheinlich haben beide nie recht zueinander gepasst, sie wünschten sich so Unterschiedliches vom Leben. Claus von Bülow wollte unter Leute, je wichtiger sie waren, desto besser. Sunny war schüchtern. Fremde Gesellschaft war ihr ein Graus, sie überstand sie nur, indem sie sich Mut antrank. An Sex hatte sie nach Cosimas Geburt kein Interesse mehr, ihr Mann nahm sich eine Geliebte. Seinen Posten bei Getty hatte Claus von Bülow bald nach der Hochzeit aufgegeben. Er langweilte sich als Hausmann, wollte arbeiten. Sunny war dagegen, sie wollte ihn um sich haben. Seinen Stiefkindern klagte er, er fühle sich wie ein Gigolo. Beide sprachen von Scheidung.

An einem FREITAG im Dezember 1980, wenige Tage vor Weihnachten, verließen die von Bülows ihre New Yorker Wohnung und machten sich auf die vierstündige Fahrt nach Newport. Sie wollten das Wochenende dort verbringen, wie so oft. Cosima, inzwischen 14, fuhr mit ihnen, Alexander, 21, stieß aus Providence hinzu, wo er studierte. Am Tag darauf aßen sie zu viert zu Abend, danach ließen sie sich vom Chauffeur ins Kino bringen. Als sie zurückkehrten, ging Claus in sein Arbeitszimmer, Alexander und Sunny unterhielten sich noch eine Weile in der Bibliothek. Alexander bemerkte, wie seine Mutter plötzlich immer schwächer wurde, ihre Sprache unklar, sie ihr Glas nicht mehr halten konnte. Er trug sie ins Bett. Er habe überlegt, einen Arzt zu rufen, sagte er später der Polizei. Statt dessen informierte er seinen Stiefvater und fuhr in eine Bar.

Am nächsten Morgen schlief Alexander lang, gegen 10.30 Uhr kam er zum Frühstück. Das Gedeck seiner Mutter stand unberührt. Er fragte Cosima, sie wusste von nichts. Als

Claus kurz danach von einem Spaziergang wiederkam, war er erstaunt, dass Sunny noch nicht unten war – er selbst war schon vor Stunden aufgestanden. Er fand sie in ihrem Badezimmer mit dem Gesicht nach unten, in ihrem Urin, bewusstlos, der Körper eiskalt. Ein Rettungswagen brachte sie ins Krankenhaus.

Bereits drei Wochen später, am 12. Januar 1981, lautete die Diagnose, ihre Behinderung sei „total und permanent“. Sunny von Bülow war damals 49 Jahre alt.

Die Ärzte rätselten über ihren Insulinspiegel. Er war 14-mal höher als normal. Was das bedeutete, wusste niemand. Hatte der Körper das Hormon produziert? War es injiziert worden? Hatte sie sich umbringen wollen? War es ein Unfall? Ein Mordversuch?

Was in Clarendon Court geschehen war, beschäftigte bald Gerichte, die Medien und die Öffentlichkeit. Ein ganzes Land startete auf die Abgründe der Upperclass, auf Verrat, Drogen, Geld, Sex, Dienstmädchen, Butler und Gärtner. Newport, das war „Dallas“ mit echten Menschen.

Die zerlesenen Akten liegen heute in einem Archiv im Örtchen Pawtucket, Rhode Island. Man kann sie unter Aufsicht einsehen, die Valiumrezepte und Bluttests und die Verhöre aller Beteiligten, die dieselbe Person beschreiben und doch wieder nicht. „Sie war sehr schnell beschwipst“, sagt Ala über ihre Mutter. Valiumtabletten habe sie besessen, aber nicht benutzt. Claus von Bülow sagt, selbstverständlich habe sie Pillen geschluckt. Valium, Schlaftabletten, Aspirin. Anfang Dezember erst hatte er den Krankenwagen gerufen, Sunny hatte 60 Aspirin genommen. Ein Psychiater schreibt 1979, Sunny habe eine „existenzielle Krise“: „Ihre Krankheit ist vor allem ein Ego/Selbstbewusstseins-Problem. Sie hat Schwierigkeiten, mit ihrer Wut umzugehen, mit Hass und Schuldgefühlen, fühlt sich in einer Sackgasse, nutzlos und unwichtig.“ Er habe das Gefühl gehabt, sie trinke vielleicht heimlich, sagt er zwei Jahre später den Behörden.

Da sind die BRIEFE der Maria Schrallheimer, Sunnys deutscher Zofe seit 23 Jahren, die ihrer Freundin Erika erzählt, wie „dieser Mr. Bülow“ jeden Groschen umdreht, wenn es um seine Stiefkinder geht. „Mrs. hat ein blindes Vertrauen zu ihrem Mann und ist ihm total untertan.“ Manchmal sei ihr „richtig bang, was als Nächstes passiert“. Das schreibt sie am 8. Dezember, keine zwei Wochen, bevor die von Bülows nach Newport aufbrechen.

Fast genau ein Jahr zuvor war Sunny schon einmal ins Koma gefallen, auch in Clarendon Court. Damals hatte sie sich erholt. Aber die Umstände waren ausgesprochen merkwürdig gewesen. Claus von Bülow hatte morgens gesagt, seine Frau habe Halsschmerzen und bleibe im Bett. Maria ging ins Schlafzimmer und fand Sunny bewusstlos. Mehrmals drängte sie von Bülow, einen Arzt zu rufen, der lehnte ab, immer wieder, den ganzen Tag lang. Seelenruhig lag er neben seiner Frau und las, so lange, bis sie fast erstickt war. Am Abend endlich rief er den Notarzt. Als der kam, war Sunny bereits im Koma. Nach sechs Stunden erweckte sie.

Maria Schrallheimer hatte Claus schon damals in Verdacht. Dann, im Februar, fand sie in seiner Ankleide ein schwarzes Etui. Darin: Valium, als Pillen, in flüssiger Form und als Puder. Über das Jahr hin behielt sie das Etui und

accuses von Bulow

NYN 5 Feb 82

Says he wouldn't call doctor for ailing wife



DER VERTEIDIGER
Anwalt Alan Dershowitz (r.) setzt nach von Bülows Verurteilung 1984 das Revisionsverfahren durch

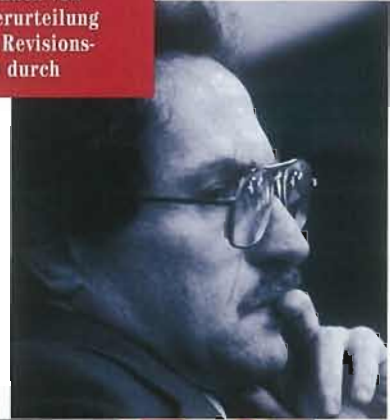
By **THEO WILSON**
Staff Correspondent of The News

Newport, R.I.—“She was rattling he would die any he would breathe any he would stop any old Mr. von Bulow :se, he should call y. I got very scared I asked Mr. von

Famiglietti contends that Bulow attempted to murder his because he would inherit, under will, half of her estimated \$30 m fortune and because he was in with another woman.

Schrallhammer was the first p to become suspicious of von Bul

The slight, soft-spoken witne scribed the events leading up t von Bulow's first coma, which l ow was endan



ZEUGEN DER ANKLAGE
Maria Schrallheimer, die Zofe, und Sunnys Sohn Alexander belasten Claus von Bülow (u.) im Prozess

LOW WAS O
Bulow was
“Mrs. von B
out of the be
lice cold.
on the bed an
I couldn't
is limp.”

er remained c
ation, in w
found a b
labeled in



Ein schwarzes Etui mit Valium



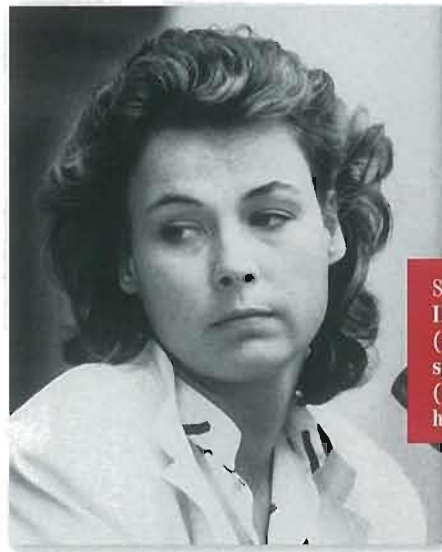
FOTOS: ZUMA PRESS / ACTION PRESS (3), MICHAEL GRECCO / ICON, AP

Setzte sich Sunny v. B.

Spritzen?



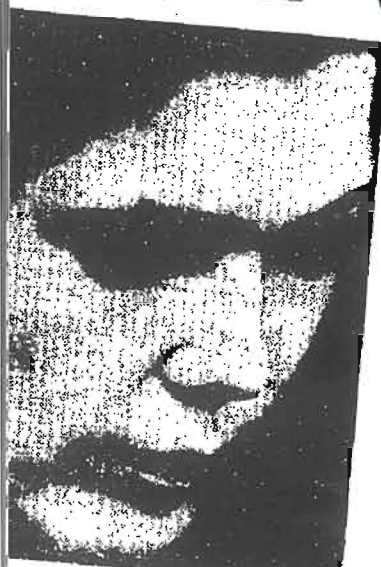
DIE EX-GELIEBTE Alexandra Isles (o.) erzählt vor Gericht von ihrem Ultimatum. Bülow (l.) verfolgt den Prozess wortlos



SUNNYS TOCHTER Ihren Stiefvater (o. nach seinem Freispruch) hält Ala (l. beim Prozess) bis heute für schuldig

OST
Inc. Vol. 181, No. 117
OWING NEWSPAPER

MET
SPORTS
AVERAGE DAILY SALES EXCEED 91



Isles testifying in the trial Claus von Bülow, who has had of trying to kill his wife

MISTRESS TELLS ALL

seinen Inhalt im Auge, verfolgte, wie es von Newport nach New York und wieder zurück wanderte. Sie und die Kinder ließen den Inhalt der Fläschchen von einem Arzt begutachten. Sunny sagten sie nichts.

In den folgenden Monaten ließ Sunny von Bülow sich mehrmals untersuchen. Die Bluttests ergaben, dass sie unter „reaktiver Unterzuckerung“ litt. Ihr Mann wusste das. Und er wusste auch, wie Insulin wirkt, dass es den Blutzuckerspiegel senkt, und wie gefährlich das sein kann. Als nun die Ergebnisse mit den extrem hohen Insulinwerten aus dem Krankenhaus kamen, hatten Maria, Ala und Alexander keinen Zweifel mehr an seiner Schuld.

Ein Motiv hatte Claus von Bülow: Millionen zu erben, bevor Sunny sich von ihm scheiden lassen würde. Ala und Alexander beauftragten einen Privatdetektiv. Der fuhr gemeinsam mit Alexander nach Newport. Sie öffneten Claus' Schrank und fanden das schwarze Etui mit einer Spritze. Ihren Fund gaben sie Sunnys Hausarzt. Das Labor fand auf der Nadel: Amobarbital, Diazepam und Insulin.

Mitte 1981 wurde von Bülow angeklagt, ein Jahr darauf zu 30 Jahren Gefängnis verurteilt. Für die Jury war klar, dass er zweimal versucht hatte, seine Frau mit Insulin-Injektionen zu töten. Gegen ihn sprachen nicht nur Maria Schrollheimer und das schwarze Etui, sondern auch Alexandra Isles, seine Geliebte. Sie sagte aus, sie habe ihm 1979 ein deutliches Ultimatum gestellt: Trennung von Sunny bis Weihnachten oder Ende der Affäre.

Claus von Bülow schwieg während des gesamten Verfahrens. Sein Problem sei gewesen, schrieb später der Kolumnist Taki Theodoracopulos, ein alter Freund, dass er ein Bild von sich kultiviert habe: „Das des U-Boot-Kommandanten Bülow, mit stählernem Blick, kaltblütig und mit stockgradem Rücken. Beim Versuch, Haltung zu bewahren, hat er sich geweigert, sich so zu verteidigen, wie man es von jemandem erwartet, der um sein Leben kämpft.“

Von Bülow fand einen anderen, der für ihn kämpfte, Alan Dershowitz, einen der besten Strafverteidiger der USA. Der erzwang ein Berufungsverfahren, die Kosten übernahmen die Gettys. Dershowitz und sein Team fanden heraus, dass bei den Ermittlungen geschlampt worden war.

Die VERMEINTLICHE Tatwaffe, die Insulinspritze, hatte eindeutig nie in menschlichem Gewebe gesteckt. Gab es einen Komplott gegen von Bülow? Wie war das Insulin auf die Nadel gelangt? Dershowitz argumentierte, Sunny habe das Koma selbst herbeigeführt. Entgegen den Anweisungen der Ärzte habe sie Tranquilizer, Alkohol und Süßigkeiten konsumiert. Am fraglichen Abend, bevor sie ins Kino gingen, hatte sie Eis mit selbst gemachter Karamelseiße gegessen und dazu etliche Gläser Eierlikör getrunken.

Alan Dershowitz besorgte alle möglichen eidesstattlichen Erklärungen, die Sunnys Drogenkonsum bestätigten. Die prominenteste kam von Truman Capote. Der Schriftsteller und Sunny von Bülow waren alte Freunde. In einem Interview mit dem amerikanischen *People*-Magazin erzählte Capote, Sunny habe ihm schon in den 50er-Jahren anvertraut, dass sie sich regelmäßig Amphetamine injiziere, und ihm beigebracht, wie man sich Spritzen setzt. Und sie habe getrunken. „Wenn sie einmal anfing, konnte sie nicht aufhören. Ob sie wollte oder

nicht.“ Er habe sie lange aus den Augen verloren, dann, Ende der 70er, auf der Madison Avenue wiedergetroffen.

Bei dieser Begegnung, sagte Capote, habe Sunny ihm gestanden, sie sei meist deprimiert. „Ich glaube nicht, dass es mit von Bülow zu tun hatte. Auch wenn sie sehr aufgekratzt sein konnte, war in ihr immer eine tiefer liegende *Tristesse*, eine Traurigkeit, die niemand aufheben konnte.“ Sie habe erzählt, sie möge Kokain nicht wirklich, dafür aber etwas, was sie als „roller coaster“ bezeichnete: Demerol (ein Schmerzmittel) gemischt mit Amphetaminen. Später habe sie ihm ein Buch geschickt, darin sei jede Droge aufgelistet gewesen, die man sich nur vorstellen könne, dazu ihre Wirkung und die Dosierungsanleitung.

1984 hob das Oberste Gericht von Rhode Island das Newport-Urteil wegen zahlreicher Fehler auf. Im zweiten Prozess in Providence wies die Richterin Beweisversuche der Anklage immer wieder zurück. Auch Aussagen über Sunnys Testament und einen Ehevertrag ließ sie nicht zu. So erfuhr die Jury nicht, dass von Bülow im Fall einer Scheidung vermutlich nichts bekommen hätte, im Fall des Todes seiner Frau aber 14 Millionen Dollar.

Untreu sei Claus von Bülow gewesen, argumentierte sein Anwalt, vielleicht auch gleichgültig. „Kein schönes Bild“, räumte er ein. Aber zum Mörder mache ihn das nicht. Wieder und wieder sagte er: Sunny von Bülow sei kein Insulin gegeben worden, es gäbe also kein Verbrechen. Renommiertere Experten bestätigten, dass sich kein Beweis dafür fände, dass ihr Insulin gespritzt wurde.

Vor dem Gerichtsgebäude versammelten sich so genannte „Clausettes“ mit „Free Claus“-Transparenten. Die Abendgesellschaften in New York und Newport hatten sich längst in zwei Lager gespalten. Seine Freunde sagten, er sei zu intelligent, er hätte niemals den gleichen Fehler zweimal gemacht. Die Feinde sagten, er sei der Teufel mit Cambridge-Abschluss.

Im Juni 1985 wurde von Bülow freigesprochen. „Nicht schuldig“, befand die Jury aus acht Frauen und vier Männern. Ala und Alexander traten vor die Presse und sagten: „Wir wissen und er weiß, dass er versucht hat, unsere Mutter umzubringen.“

Cosima hatte während beider Prozesse fest auf der Seite des Vaters gestanden. Eine teure Entscheidung. Als ihre Großmutter, Sunnys Mutter, 1984 starb, tauchte ihr Name in deren Testament nicht mehr auf. Drei Jahre später willigten Ala und Alexander ein, Cosima wieder mit einem Drittel am 100-Millionen-Dollar-Erbe zu beteiligen, unter folgender Bedingung: Claus von Bülow würde über seine Ehe schweigen, würde sich von Sunny scheiden lassen und auf alle Vermögensansprüche verzichten.

CLAUS von Bülow wird nächstes Jahr 80, er lebt zurückgezogen in London, in einer kleinen Wohnung in South Kensington, umgeben von Büchern, Antiquitäten und Leopardenfell. Er geht jeden zweiten Abend ins Theater oder in die Oper, alle paar Wochen fährt er nach Paris, da sind die Aufführungen kürzer, man schafft zwei Vorstellungen pro Abend. Ins Kino geht er selten: „Ich bin ein Snob.“ Er trägt Jackett, Einstecktuch, dazu genähte Schuhe und rosa Socken. Vor dem Kamin stehen Pantoffeln mit Schuhspanner.

Über seine Ehe darf er nach wie vor nicht sprechen. Deshalb, sagt er, würde er auch seine Memoiren nicht schreiben, obwohl es viele Angebote gab. Was er sagt, ist, dass er eine *Vanity Fair*-Titelgeschichte bereut, für die er vor zwanzig Jahren gemeinsam mit seiner damaligen Freundin Andrea R. posiert hat. In Jeans und Leder in Sunnys Apartment.

Er schreibt Theater- und Opernkritiken und regelmäßig Kolumnen im *Catholic Herald*. Da spielt er dann durchaus mit seinem Namen, beschreibt, wie er einen amerikanischen Bekannten trifft in einem vornehmen Londoner Club und zu ihm sagt: „Oh, ich sehe, die lassen dich rein“, und der Amerikaner antwortet: „Oh, ich sehe, sie haben dich rausgelassen.“

Die Londoner Society hat Claus von Bülow wieder als einen der ihren aufgenommen. Er wird geladen, wenn Jemima Khan ein Abendessen zur Rettung des britischen Pfunds gibt, das Café de Paris listet ihn als Gast neben Naomi Campbell und Mick Jagger, er selbst berichtete in seiner Zeitungskolumne vor einigen Jahren stolz, auf der *Tatler*-Liste der 100 beliebtesten Gäste Londons stehe er an 46. Stelle.

Kalte Augen hat er, dachte man bei der Begrüßung. Das Gefühl vergeht nach einiger Zeit. Es ist unterhaltsam mit ihm, sehr sogar. Von Bülow hüpfert von Anekdote zu Anekdote, imitiert Stimmen und Charaktere, das alles vielsprachig, mit wunderbar sonorem Bariton. Dazu Proust und Dostojewski, Euripides und Shakespeare, Wagner und Homer. Gepflegtes Parlieren, verrät er, habe er bei der Enkelin des Marquis de Sade in Paris gelernt, bei der er als armer Student immer zu Mittag gegessen habe. Und schon ist er bei der nächsten Geschichte: Nudistencamp mit dem Dichter Paul Eluard, Abende mit Dora Maar und Picasso.

Er kultiviert sein Playboy-Image noch immer. Spricht von Byron und sagt gleich dazu, so wie der sei auch er oft nach Frankreich geflüchtet, um einer englischen Freundin zu entkommen. In New York war er das letzte Mal vor fünf Jahren, er will auch nicht mehr hin. „Been there, done that.“ Sein Leben spielt in London. Cosima wohnt ein paar Straßen weiter, sie erwartet ihr drittes Kind, er ist ein begeisterter Großvater.

Alan Dershowitz und er sind Freunde geworden. Alle paar Tage schickt er ihm eine Karte. Sunny noch einmal zu sehen, ist von Bülow kein Bedürfnis. Wozu, fragt er, sie bekomme nichts mit. Es klingt furchtbar kühl. Sehr viel später sagt er, gar nicht mehr kühl: „Ich brauche nicht hinzugehen.“ Er müsse nur die Augen schließen und sehe sie vor sich. Auch Cosima besuche ihre Mutter nicht.

Das WOHNZIMMER ist voll mit Fotos von Sunny. Selbst ein Bild aus ihrer ersten Ehe steht auf dem Kamin, sie hat den neugeborenen Alexander im Arm. Daneben ein farbiges aus der New Yorker Wohnung. Im Kostüm, strahlend schön, wie Grace Kelly. Die einzige andere Frau, von der es Fotos gibt, ist Cosima. „Sie hat die Beine ihrer Mutter“, sagt von Bülow.

Die Tränen kommen das erste Mal, als er über seine Tochter spricht und sagt: „Sunny wäre so stolz auf sie gewesen.“ Aber, stellt er schnell klar, er weine auch, wenn er ins Theater gehe. Seine Freunde zögen ihn damit auf, man müsse Gummistiefel anziehen, wenn man ihn begleite.

An Sunnys Geburtstag geht von Bülow in die Kirche und zündet eine Kerze an. Ohnehin geht er jede Woche in den Got-

tesdienst, er ist ein frommer Mann geworden. Noch einmal zu heiraten, sei ihm nie in den Sinn gekommen, sagt er. Seinen Ehering trägt er noch immer, trotz Scheidung. Die Frage, ob er ein guter Ehemann war, beantwortet er mit ja, aber auch ein schlechter. Vermutlich war er nie ein besserer Ehemann als heute, mit der schönen Frau auf dem Kamin. Im nächsten Jahr wären sie 40 Jahre verheiratet.

Claus von Bülow wollte immer glänzen. Berühmt wurde er für etwas, von dem er sagt, er habe es nicht getan. Er wurde freigesprochen, blieb aber der Mann mit dem Geheimnis. Der Mann, der es vielleicht doch war. Vielleicht zieht es ihn deshalb so ins Theater. Weil Hamlet und Othello wissen, wie sich Unglück anfühlt und Trauer.

Im APRIL 1986 durfte von Bülow noch sprechen, vor Jurastudenten in Harvard. Davon gibt es einen Mitschnitt. Und einen alten Videorekorder gibt es in seiner Wohnung auch, im Schlafzimmer. Er müsse jetzt sowieso gehen. „Ziehen Sie die Tür zu, wenn Sie fertig sind.“ Er lächelt sein schiefes Lächeln, spannt den Schirm und wünscht Gottes Segen. So sitze ich da, allein auf Claus von Bülows Bett. Im Regal, auch hier, ein Foto von Sunny. Der Regen prasselt gegen die Scheibe, eine Uhr tickt, und im Fernseher läuft das zwanzig Jahre alte Band. Auf dem Bildschirm erscheint Alan Dershowitz. Er stellt seinen Mandanten vor als einen „absolut unschuldigen Mann“, die Studenten klatschen verhalten, vor dem Gebäude hatte jemand Pamphlete verteilt: „Mörder“.

Claus von Bülow tritt ans Rednerpult, ernst, schmal, das Haar dunkler als heute. Befangen wirkt er nicht. Im Gegensatz zum ersten Verfahren, erzählt er den angehenden Juristen, sei der zweite Prozess völlig medienuntauglich gewesen, er habe eher einer medizinischen Fachtagung geglichen. In diesem Zusammenhang sei es zum Glück völlig irrelevant gewesen, „ob ich nun ein liebenswerter Mensch bin oder nicht“. Wirklich geschadet habe ihm im ersten Prozess, sagt er, 16 Jahre in den USA gelebt zu haben, ohne Amerikaner geworden zu sein. Das habe die Jury von Anfang an gegen ihn eingenommen.

Ziemlich selbstbewusst vergleicht er dann seinen Fall mit der Dreyfus-Affäre. Heute zweifle niemand mehr an Dreyfus' Unschuld. Damals aber habe gereicht, dass er ein jüdischer General in der französischen Armee war, das allein machte ihn verdächtig. „Und ich war ein Däne in Newport.“ Der Mann auf dem Bildschirm räuspert sich, macht eine Kunstpause und sagt: „Dieses ist eine Tragödie. Und sie erfüllt jede Regel, die Aristoteles aufgestellt hat. Jeder ist verwundet. Manche tödlich.“

Die Haustür ist von außen zugezogen, wie besprochen. Es steht kein Name dran. Was bleibt, ist ein rätselhaftes Gefühl. Er war es nicht. Oder vielleicht doch? Wie sehen Mörder eigentlich aus? Und kann man mit ihnen lachen?

Was geschehen ist an jenem Wintertag vor 25 Jahren, könnte wohl nur Sunny von Bülow sagen. Dass sie jemals wieder erwacht, halten die Ärzte für ausgeschlossen. Trotz solcher Geschichten, wie der einer 80 Jahre alten Kanadierin, die 1963, am Tag von Kennedys Ermordung, ins Koma gefallen war und 29 Jahre später die Augen öffnete und ihren Mann anraunzte: „Ich will aber die ‚I love Lucy Show‘ sehen.“

Ala, Sunnys Tochter, ist zum zweiten Mal verheiratet und heißt inzwischen Ala Isham. Sie hat selbst drei Kinder,

→ Fortsetzung Seite 223

Unternehmerverbände und große Konzerne, Lions Clubs und Rotarier bitten ihn zu Vorträgen. Gewerkschaften, Universitäten und Volkshochschulen laden ihn zu Diskussionsveranstaltungen ein.

Und wo immer er auch hinkommt, da schlägt Schauptensteiner seine Thesen zur Korruptionsbekämpfung an die Türen. „Gesamtkonzept von präventiven und repressiven Maßnahmen“ heißt das letzte Kapitel seines Buches „Korruption in Deutschland – Portrait einer Wachstumsbranche“, das er zusammen mit der Bielefelder Professorin Britta Bannenbergs geschrieben hat.

Wenn der Jäger des schwarzen Geldes über seine Arbeit und über seine Philosophie spricht, dann spürt man: Der Mann ist von einer Mission erfüllt. Er sagt dann Sätze, die zugleich banal und tiefgründig klingen: „Ich kann Leute nicht verstehen, die ihre Kinder auf öffentliche Schulen und Universitäten schicken und die gleichzeitig schmutzige Geschäfte machen oder Steuern hinterziehen. Die müssen doch wissen, dass sie ihre ehrlichen, verantwortungsbewussten Mitbürger betrügen.“ Oder: „Die Anständigen dürfen eben nicht die Dummen sein!“

Auf die Frage, was er eigentlich verdiene, sagt Schauptensteiner, das sei bei Beamten ja kein Geheimnis. 5000 Euro, brutto natürlich. Ein ziemlich bescheidenes Salär gemessen an den Verdiensten der Unternehmer und Manager, mit denen er dienstlich auf gleicher Augenhöhe Umgang pflegt. Natürlich habe noch nie jemand versucht, ihn zu bestechen. „So blöd sind meine Kunden nun wirklich nicht!“

Aber manchmal, gesteht Schauptensteiner, sei auch er nicht vor klammheimlichem Neid gefeit. Bei der Beschlagnahme einer sündhaft teuren Multimillionärs-Yacht habe er sich leicht ausrechnen können, dass er sich „nicht mal das Rettungsboot leisten könnte“. Aber immerhin: Es reicht zu einem feuerroten Alfa Romeo Spider. Und wenn Schauptensteiner das Cabrioverdeck aufklappt und mit wehendem Silberhaar und röhrendem Motor an der Hochhaus-Kulisse von „Mainhattan“ entlang in Richtung Taunus fährt und in einem hübschen Fachwerkstädtchen vor einem im Bauhaus-Stil gehaltenen Eigenheim ausrollt, das er mit seiner berufstätigen Ehefrau und seinem 18 Jahre alten Sohn bewohnt, dann könnte man denken: So eine Szene gab es schon mal im Spielfilmprogramm von Sat.1 oder Pro 7, mit dem graumelierten Frauenschwarm Sky Dumont in der Hauptrolle.

Vom Büro der „Abteilung XVII, Korruption“ bis zur Tiefgarage der Justizverwaltung, in der sein Wagen geparkt ist, sind es nur ein paar Minuten zu Fuß. Unterwegs sagt Schauptensteiner: Da drüben im Erdgeschoss, dieser neonbeleuchtete Raum, das sei übrigens das Amtszimmer des Untersuchungsrichters. Dort habe er den Herrn Behrens beim Haftprüfungstermin getroffen. Ein sympathischer Mann sei das gewesen, ein Gentleman-Typ, der auch in schwieriger Situation Haltung bewahrt habe. Er erinnert sich gut an ihre kurze Begegnung, die damit endete, dass Behrens in Handschellen gelegt und abgeführt wurde.

Nach dem Selbstmord hätten er und seine Mitarbeiter sich natürlich gefragt, ob sie etwas versäumt haben. Die Leitung der Haftanstalt sei informiert worden, dass bei Behrens Suizidverdacht besteht. „Hätten wir noch irgendetwas tun können, um zu verhindern, was geschehen ist?“ Sein Schulterzucken sagt: nichts. ←

ihre älteste Tochter hat sie Sunny genannt. Die Hoffnung, dass ihre Mutter je erwachen wird, hat sie aufgegeben. Sie kennt die Prognosen, spricht über Koma-Forschung wie eine Medizinerin. Es ist Teil ihrer tragischen Geschichte, dass sich 1983 auch ihr Vater, Alfred von Auersperg, in die Bewusstlosigkeit verabschiedete. Er war nach einem Autounfall im österreichischen Linz ins Koma gefallen und starb 1992, neun Jahre später.

Auch Ala Isham darf mit Journalisten nicht sprechen über den „Fall“, sie ist an dieselbe Vereinbarung gebunden wie Claus von Bülow. Was sie sagt, ist, wie unglücklich sie sei über den Film, der 1990 herauskam, „Die Affäre der Sunny von B.“ mit Jeremy Irons als Claus und Glenn Close als Sunny. So sei ihre Mutter nie gewesen. So schrill und hysterisch und überkandidelt. Von Claus' Schuld ist sie zweifelsfrei überzeugt. Sie hat ihn über die Jahre immer mal wieder gesehen, zufällig, ohne dass er sie bemerkt hat. Einmal, als sie in London war, lief er plötzlich vor ihr über die Straße, ein andermal stand er auf dem Balkon irgendeines Hotels. Ala Isham besucht ihre Mutter sporadisch, alle paar Wochen oder Monate. Dann spricht sie mit ihr, erzählt, was in ihrem Leben passiert. Ein bisschen geht sie auch hin, weil das die Krankenschwestern freut.

Alexander von Auersperg ist Softwareentwickler und hat ein Haus in Newport, nicht weit entfernt von Clarendon Court. Es heißt, er mache sich bis heute Vorwürfe, seiner Mutter nichts von dem Verdacht gegen Claus erzählt zu haben. Maria Schrollheimer ist vor Jahren nach Deutschland zurückgekehrt und gestorben.

Und SUNNY? Sie atmet ohne Geräte. Sie schwitzt, wenn es heiß ist. Sie schläft, sie ist wach, sie bewegt sich. Ihr Zustand ist vergleichbar mit dem der Terri Schiavo, deren Schicksal Anfang des Jahres eine heftige Diskussion auslöste über die Frage, wo Leben aufhört. „Apallisches Syndrom“ ist der Fachbegriff dafür, wenn der Körper funktioniert, aber das Bewusstsein fehlt.

Auf Berührungen reagiert sie nicht, auch nicht auf Geräusche. Es stimmt nicht, was die Klatschpresse schreibt: dass regelmäßig ein Klavierspieler komme. In den ersten Jahren hat Ala ihr manchmal einen Kopfhörer aufgesetzt, hat ihr Chopin oder Mozart vorgespielt, aber das hat sie aufgegeben.

Sunny von Bülow hat drei Krankenschwestern, alle acht Stunden wechseln sie sich ab. Alles wird protokolliert, seit fünfundzwanzig Jahren. Der Puls, das Herz, die Temperatur, die Farbe des Urins, wann sie die Lippen bewegt oder die Augen. Ihr Zimmer misst knapp 20 Quadratmeter, außer ihrem Bett steht ein Holzschrank darin, ein Schreibtisch und ein Fernseher, das Fenster geht nach Norden hinaus, auf ein gelbes Klinkerhochhaus.

Dreimal am Tag bekommt sie zu essen, durch einen Schlauch. Sie liegt auf einer speziellen Luftmatratze, alle paar Stunden wird sie gewendet. Nie, darauf ist Ala stolz, hat sie sich wund gelegen in all den Jahren. Einmal ist sie aus dem Bett gefallen, aber sie ist nie krank gewesen. Sie hat noch all ihre Zähne. Ihre Haare sind grau, vor drei Jahren wurde sie 70. Ihre Haut sieht jünger aus als die anderer Frauen in ihrem Alter. Auf dem Nachttisch stehen Fotos ihrer Kinder. Und ihrer Enkelkinder, die sie nie gesehen hat.

Martha Crawford, Zimmer 1506. ←